



RICHARD MARSH
UND
JEFF HUDSON

MEIN KÖRPER – MEIN GEFÄNGNIS

WIE ICH DAS
LOCKED-IN-SYNDROM
ÜBERWAND

Weltbild Premiere

Mein Körper – mein Gefängnis

Richard Marsh und Jeff Hudson

Mein Körper – mein Gefängnis

Wie ich das Locked-in-Syndrom überwand

Aus dem Englischen von
Ulrike Strerath-Bolz

Weltbild

Copyright © Richard Marsh and Jeff Hudson 2013
Published by Arrangement with Richard Marsh and Jeff Hudson
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co.,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Übersetzung: Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg/Bayern
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Umschlagmotiv: © DRB Images, LLC/istockphoto
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU
ISBN 978-3-8289-2979-1

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

*Dieses Buch widme ich Lili, meinen Töchtern
und allen Freunden, die bei meiner Genesung
eine so wichtige Rolle gespielt haben.*

Inhalt

Prolog – Tu es nicht!	9
1 Ich glaube, ich habe einen Schlaganfall	10
2 Hat er was getrunken?	27
3 In guten Händen	33
4 Verschlussen und verriegelt	40
5 Schau ihm in die Augen	51
6 Spurensuche	60
7 Tropf. Tropf. Tropf.	73
8 Du darfst gehen	86
9 Das Gespräch	96
10 Wow, ich bin frei!	110
11 Da ist doch noch jemand	118
12 Einmal blinzeln heißt Ja	123
13 D.A.N.K.E.S.C.H.O.E.N	132
14 Wie soll es weitergehen?	143
15 H.O.L. M.I.C.H. H.I.E.R. R.A.U.S	160
16 Wir machen ein paar Tests	176
17 Wohin wollen Sie gehen?	183
18 Hallo, Schatz	203
19 Endlich wieder gehen	221
20 Ein Königreich für einen Cheeseburger	231
21 Ist das wirklich alles für mich?	241
Epilog – Sie haben unglaubliches Glück gehabt	248
Danksagung	254

Prolog

Tu es nicht!

»Tu es nicht! Ich bitte dich, tu es nicht! Bitte, bring mich nicht um!«

Es ist vollkommen klar: Der Mann im weißen Kittel will mein Leben beenden. Kein Zweifel. Er weiß, was er tun muss, und er ist entschlossen, das ohne weiteres Nachdenken durchzuziehen. Es scheint ihn nicht zu kümmern, dass ich so laut schreie, wie ich kann, und ihn anflehe, mich am Leben zu lassen. Ihn kümmert überhaupt nichts. Der Mann handelt, als wäre ich gar nicht da.

Und das Schlimmste ist: Der einzige Mensch auf der Welt, der ihn aufhalten könnte, hat mir vor Jahren versprochen, dass er ihn nicht aufhalten wird ...

Ich glaube, ich habe einen Schlaganfall

Es ist so dunkel. Dunkel und still. Mitten in der Nacht.

Aber warum ist es so furchtbar heiß hier?

Gibt es etwas Schlimmeres, als wenn man es vor Hitze im eigenen Bett nicht aushält? Furchtbar! Ich habe das immer schon gehasst, schon seit meiner Kindheit. Das ist wohl der Nachteil einer Kindheit in der Wüste ...

Es war ein Mittwoch. Ich hatte nicht damit gerechnet, an diesem Tag zu sterben. Niemand rechnet damit, an einem Mittwoch zu sterben.

Und schon gar nicht bei dieser Arbeit.

Ich war Lehrer an einer Highschool, ich war sechzig Jahre alt, und ich fühlte mich so gut wie noch nie. Meine Teilzeitstelle ließ mir genug Freiheit, sodass ich mit meiner Harley durch die Gegend fahren konnte, ich konnte lesen, Gitarre spielen und mich um meinen Gemüsegarten kümmern – alles wunderbare einsame Beschäftigungen. Meine Gesundheit war mir extrem wichtig. Ich kochte, was ich selbst angebaut hatte, mied gesättigte Fettsäuren und Fastfood und trieb jeden Tag Sport, seit vierzig Jahren schon. Selbst meine Frau Lili hatte ich beim Sport kennengelernt. Ich galt als rastlos, aber nicht als rücksichtslos. Ich fuhr die Harley nie aus, auch wenn der alte Freund meiner Kindheit, Robert »Evel« Knievel mir nach wie vor in den Ohren lag, ich sollte doch mal die Ventile durchpusten. Ich führte ein schönes, bequemes und vor allem sicheres Leben. Nach dem Beruf, den ich jahrelang ausgeübt hatte, war die Tätigkeit an der Schule ein wahrer Segen.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte die Sache ganz anders

ausgesehen. Ich war Polizist im kalifornischen Napa Valley und in Cape Cod, Massachusetts gewesen, dann Sheriff von Clay County in Nebraska, und mein Leben war die ganze Zeit alles andere als sicher gewesen. Verfolgungsjagden, Konfrontationen mit bewaffneten Verbrechern und einsame Ausflüge in die Welt der Gangs – wie alle meine Kollegen hatte ich fürs Allgemeinwohl mein Leben riskiert, jedes Mal, wenn ich die Uniform angezogen hatte. Wenn es losging, spürte ich die Gefahr nicht, oder vielleicht genoss ich sie sogar ein bisschen. Nichts fühlt sich so gut an wie der Adrenalinstoß, wenn ein unbekannter Verdächtiger auf dich schießt und du in dein Funkgerät schreist, um Verstärkung zu bekommen.

Aber die Arbeit als Polizist ist was für junge Männer, das war mir immer schon klar. Wenn man nach zwanzig Jahren noch am Leben ist, wird es Zeit, aufzuhören, und genau das hatte ich getan. Mit fünfundfünfzig hatte ich es ohne größere Schäden hinter mich gebracht. Vielleicht, so hoffte ich, hatte ich auch etwas Gutes tun können. Jetzt jedenfalls war ich bereit für ein neues, ruhigeres, sicheres Leben. Ich konnte ja nicht damit rechnen, dass nach Jahren der berufsmäßigen Konfrontation mit dem Tod die größte Bedrohung meines Lebens aus meinem eigenen Körper kommen würde.

Wie spät ist es? Die Hitze bringt mich um.

Ich kann den Wecker auf dem Nachttisch nicht sehen. Vielleicht ist der Strom ausgefallen. Das würde auch erklären, warum alles so schwarz ist. Normalerweise kann ich selbst bei zugezogenen Vorhängen die Straßenbeleuchtung erkennen.

Als ich versuche, mich aus dem Bett zu schwingen, stelle ich fest, dass ich mich bewegen kann. Interessant. Schlafe ich vielleicht noch? Das wäre eine Erklärung für die Dunkelheit, die Hitze, die Stille – all das ist ein Produkt meiner Phantasie.

Ein Traum. Wenn ich aufwache, wird wieder alles in Ordnung sein ...

Der Abschied aus dem Polizeidienst bringt wie der Abschied vom Militär gewisse Probleme mit sich. Ich wollte weiterhin arbeiten, fürchtete aber, dass es schwierig sein würde, mit einem »zivilen« Beruf die Lücke zu füllen. Durch reinen Zufall meldete sich jedoch der Mann wieder, der mir schon die Stelle in Napa Valley besorgt hatte: Randy Fitt, ein hervorragender Kenner von allem, was mit Polizei zu tun hatte.

»An der Napa Highschool gibt es eine freie Stelle, die suchen einen Lehrer für Kriminaltechnik«, sagte er.

»Und warum erzählen Sie mir das?«

»Ich finde, Sie sollten sich bewerben. Damit Ihr Hirn nicht ganz einrostet.«

»Na, ich weiß nicht, Randy«, sagte ich. »Die Schulen zahlen ja wohl ziemlich schlecht.«

»Aber Sie tun sich selbst damit etwas Gutes.«

Was das Geld anging, sollte ich recht behalten, aber ich bekam meinen Lohn auf eine Weise, mit der ich niemals gerechnet hätte. Ich hatte meine Polizeiaufbahn in Napa begonnen und beendet, aber in der Zwischenzeit war die Stadt von Gangs überrannt worden, vor allem von den Norteños – deren Mitglieder an ihren roten Sachen zu erkennen waren – aus dem Norden der Region und den blau gekleideten Sureños aus dem Süden. Straßenraub, Diebstähle, Morde – das ganze Programm. Jedes Mal, wenn ich wieder einem Übeltäter Handschellen anlegte, löste sich ein bisschen mehr von meinem ohnehin schwachen Mitgefühl für die Jungs auf. Als ich meinen Dienst in der Napa Highschool antrat, wurde ich jedoch sofort vom Lehrenden zum Lernenden, denn an diesem Tag trafen meine Vergangenheit und meine Zukunft aufeinander.

Man zeigte mir den Weg zu einem Klassenzimmer am Ende des Flurs, in dem dreißig Sechzehnjährige auf mich warteten. Ich will nicht verschweigen, dass ich mir fast in die Hosen machte vor Angst. Mit bewaffneten Gangstern konnte ich umgehen. Aber Jugendliche? Auf was hatte ich mich da eingelassen?

Als ich vor dem Klassenzimmer angekommen war, atmete ich tief durch und öffnete dann die Tür.

Und erstarrte.

Meine gesamte Ausbildung lief wie ein Film vor mir ab. Ich stellte mir vor, wie ich mich hinter die Tür zurückzog, meine Waffe zog, mein Funkgerät in Betrieb setzte und Verstärkung anforderte.

»Dies ist ein Notfall. Mitglieder zweier Gangs, ich brauche *sofort* Hilfe!«

Dann schaute ich ein zweites Mal hin. Tatsächlich saßen hinten in diesem Klassenzimmer lauter Jugendliche mit roten Halstüchern. Und vorn war alles blau. Hier saßen die Mitglieder der Gangs, mit denen ich jahrelang jede Menge Ärger gehabt hatte. Aber in diesem Moment, an diesem Ort, waren sie nichts anderes als Jugendliche, die zur Schule gingen.

Und sie hatten sich meinen Kurs ausgesucht.

Vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben sah ich die Probleme, die die Strafverfolgungsbehörden mit den Sureños und den Norteños hatten. Letztlich waren das alles nur Jugendliche, jedenfalls waren sie das, wenn sie sich den Gangs anschlossen. Sie saßen zusammen im Unterricht, sie bildeten Grüppchen in der Mensa und hingen nach der Schule zusammen ab. Aber sie waren nichts anderes als Jugendliche, die so etwas wie Führung suchten. Und wenn die Polizei ihnen diese Führung nicht geben konnte, vielleicht war die Schule dazu in der Lage.

Da wusste ich, dass ich die richtige Entscheidung getrof-

fen hatte, nicht nur, um mir selbst etwas Gutes zu tun. Ich diente der Gemeinschaft. Und ich würde etwas bewegen.

Das ist kein Traum. Aber was ist es dann? Es ist alles so verwirrend. Es geht mir nicht gut, deshalb sehe ich nichts. Eine Verletzung vielleicht? Schließlich bin ich Polizist, und das ist ein gefährlicher Job. Hat jemand auf mich geschossen?

Aber halt, Moment mal, das stimmt ja gar nicht. Ich bin schon seit Jahren kein Polizist mehr, oder? Habe ich wirklich aufgehört oder bin ich im Einsatz ums Leben gekommen?

Bin ich noch am Leben oder bin ich tot?

Am Dienstag, dem 19. Mai 2009 hatte es angefangen. Für Lili und mich war es ein Tag wie jeder andere. Ich liebte sie nicht zuletzt, weil sie ihr Leben dem Dienst an der Gemeinschaft gewidmet hatte. Als ich sie vier Jahre zuvor kennengelernt hatte, war sie Hebamme gewesen und hatte in einer privaten Praxis Kindern auf die Welt geholfen. Jetzt arbeitete sie am anderen Ende des Lebens: als Pflegekraft im Hospiz von Napa Valley. Ob am Beginn des Lebens oder am Ende: Sie hatte vielen Menschen geholfen. Das gefiel mir an ihr. Und ihr gefiel, dass ich Menschen in all den Jahren dazwischen geholfen hatte. Gemeinsam hatten wir das gesamte Altersspektrum abgedeckt.

Dienstags hatte ich Unterricht, genau wie am Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Als ich aufwachte, hörte ich Lili, die vom Training zurückkam, wie immer. Ich machte mir Frühstück, duschte, zog mich an und pusselte ein bisschen im Haus herum, bis es Zeit für uns beide war, zur Arbeit zu gehen. Das Hospiz lag gut drei Kilometer von uns entfernt, die Schule etwa ebenso weit, nur in der anderen Richtung. Lili nahm das Auto, einen schönen roten Mustang, ich fuhr wie immer mit dem Motorrad. Auf dieser Strecke wurde der Motor kaum warm, aber ich genoss

das Gefühl, auf zwei Rädern in die Schule zu fahren. Mein ganzes Leben lang hatte ich Motorräder besessen, aber es war schon cool, mit einer Harley aufzukreuzen. Einige Schüler starteten mich an, andere schauten nur hin, wenn sie dachten, ich merke es nicht. Aber mir war klar, dass mich alle hörten. Eine Harley hört man einfach.

Ich checkte meine Nachrichten im Lehrerzimmer, trank mit den Kollegen eine Tasse Kaffee und ging noch mal meine Notizen für den Unterricht durch. Alles Routine.

Dann lief ich den Flur hinunter, öffnete die Tür und fing an, mein blutrünstiges Unterrichtsmaterial auszupacken: Dias, Videos und Reagenzgläser mit einer dicken, dunkelroten Salbe. Heute war Praxis angesagt. Wir würden die Blutspuren echter Tatorte nachstellen und nach Hinweisen suchen, die bei der Aufklärung des Verbrechens helfen könnten. War das Blut einfach hinuntergetropft? Hatte sich der Verletzte schnell oder langsam bewegt? Was für Blut war das? Welche Muster bildete es? War eine weitere Person oder irgendein Gegenstand mit im Spiel? Echter CSI-Kram also, und ich wusste, wenn meine Schüler nur halb so viel Spaß dabei hatten wie ich, dann würde es ein guter Tag werden.

Und sie hatten ihren Spaß. Überall war falsches Blut verteilt, auf den Tischen, in den Büchern und an ihren Kleidern, aber das kümmerte niemanden. Nicht einmal die Sureños, die nun wirklich nicht auf Rot standen.

Blutspuren sind sehr aussagekräftig. Sie lassen Schlüsse über den Schusswinkel zu, über die Geschwindigkeit des Opfers im Verhältnis zum Verfolger, über die Frage, wer wo stand und in welcher Verfassung das Opfer war, als geschossen wurde. Farbe und Textur des Blutes sagen außerdem einiges über den Tatzeitpunkt aus. War es ein Schuss aus der Deckung oder ein direkter Angriff? War das Opfer auf der Flucht oder griff es selbst an? Handelt es sich um Notwehr?

»Ihr müsst nur die Spuren verfolgen«, sagte ich. »Die Antworten sind alle da, wenn man weiß, wohin man schauen muss.«

Und ich wusste, wohin man schauen musste. Tatsächlich wusste ich alles über das Thema Blut, da war ich mir ziemlich sicher. Ich hatte Blut an Zimmerdecken gesehen und auf Eisenbahnschienen, ich hatte ganze Wohnungen gesehen, in denen überall Blutspuren waren. Ich hatte Männer gesehen, die fast leer geblutet waren, herausgerissene Herzen auf dem Straßenpflaster, Gehirnmasse an Fenstern. Ich hatte Blut an Mauern, Türen, Menschen und Tieren gesehen. Eigentlich hatte ich schon so ziemlich alles gesehen.

Dachte ich jedenfalls.

Nur ein einziges Szenario zeigte ich meinen Schülern nicht, einen Tatort ließ ich aus. Den, bei dem sich das Blut nicht überall verteilt, sondern im Körper des Opfers bleibt und ihn angreift, ohne Gnade und ohne Motiv.

In weniger als vierundzwanzig Stunden würde ich mehr über dieses Szenario erfahren, als ich mir je gewünscht hatte.

Ich bin mir fast sicher, dass ich gerade etwas Licht gesehen habe. Einen Funken, ganz sicher. Irgendwas ist da vor mir. Sind meine Augen dabei, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, oder wird es wirklich heller?

Ich höre auch etwas. Stimmen, Menschen.

Ich kann die Gestalt vor mir fast erkennen. Ist das meine Frau? Liegt sie deshalb nicht neben mir?

Jetzt sehe ich sie, es ist definitiv Lili. Aber wer ist da bei ihr? Und warum sind da Leute in unserem Schlafzimmer?

Zu spät. Jetzt ist es wieder dunkel und ich ...

will...

nur noch ...

schlafen ...

Ich war ziemlich gereizt an diesem Dienstag, raunzte die Schüler ein paar Mal an und ärgerte mich selbst darüber. Wenn man praktischen Unterricht mit einer Gruppe von Teenagern hält, gibt es Nebenwirkungen: Die Schüler sind laut, aufgeregt, benehmen sich schlecht. Normalerweise stand ich da drüber und konnte den Überschwang in verträgliche Bahnen lenken. An diesem Dienstag jedoch versuchte ich alles zu unterdrücken, was aus dem Ruder lief. Und ich war ziemlich fertig, als die Kids am Mittag ihre Taschen packten. Nicht nur fertig, sondern sauer.

Warum denn bloß? Das sah mir überhaupt nicht ähnlich, und es gefiel mir auch nicht.

Das war nicht *normal*.

Die Schulglocke rettete mich, die Schüler gingen in die Kantine, wo sie sich in rote und blaue Grüppchen aufteilten. Dass sie nach allem, was ich ihnen gerade gezeigt hatte, noch Appetit hatten, verblüffte mich. Ich machte mich auf den Heimweg, dienstags hatte ich nur diesen einen Kurs. Der Nachmittag gehörte mir allein. Ein paar Besorgungen, dann würde ich nach Hause fahren, großartig. Als ich mit meinem Motorrad auf die Jefferson Street einbog und die kalifornische Sonne auf dem Rücken spürte, war ich restlos glücklich.

Vor ein paar Jahren hätte ich darüber gegrummelt, dass ich den Einkauf erledigen musste, aber nachdem Lili länger arbeitete als ich und mein Job als Lehrer so viel weniger stressig war als die Arbeit als Polizist, kam es mir inzwischen ganz normal vor. Außerdem war jede Besorgung ein Grund mehr, die Harley zu starten.

So groß die Versuchung auch war, ein bisschen über die Highways und in die Berge zu donnern, das Tempo zu genießen und Evel glücklich zu machen, war ich ganz zufrieden damit, nach Hause zu fahren. Die East Avenue verläuft in Nord-Süd-Richtung durch Napa. Sie ist eine der Haupt-

verkehrsachsen durch Alta Heights und kann ziemlich voll sein. Aber als ich jetzt in unsere Auffahrt einbog, kümmerte ich mich nicht um den Verkehr oder darum, dass die Nachbarshäuser viel zu eng standen, sondern genoss den Anblick der schönen alten Eiche, die mindestens so alt war wie unser Haus mit seinen siebzig Jahren, und dahinter die blühenden Lavendel- und Rosenbüsche. Ich musste lächeln.

Die Natur ist doch etwas Wunderbares.

So gern ich auch Motorrad fuhr, ich freute mich jetzt schon auf die Arbeit in meinem Gemüsegarten hinter dem Haus, die mich die nächsten paar Stunden beschäftigen würde.

Ich hatte nie gemerkt, wie gern ich mit mir selbst allein war, bis Lili es mir sagte, kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten. Sie sagte, sie hätte nie jemanden kennengelernt, dem es in seiner eigenen Haut so wohl war wie mir. Auch bei der Arbeit war ich mir selbst genug, sei es im Streifenwagen oder im Klassenzimmer.

»Du brauchst wirklich keinen anderen Menschen in deiner Nähe«, neckte mich Lili.

»Doch, ich brauche dich.«

»Na, das werden wir schon noch sehen.«

Gelegentlich erinnerte ich mich an ihre Worte, vor allem wenn ich merkte, dass ich wieder einmal zwei, drei Stunden verbracht hatte, ohne einen anderen Menschen zu Gesicht zu bekommen, und dass es mich überhaupt nicht gestört hatte. Ich glaube, es ist gesund für die Seele, immer mal wieder ganz allein zu sein und den eigenen Gedanken nachzuhängen. Aber selbst der einsamste Mann braucht einen Gefährten oder eine Gefährtin.

Als Lili nach Hause kam, sprang sie unter die Dusche und setzte sich dann mit mir zum Abendessen, das ich vorbereitet hatte.

»Was täte ich nur ohne dich?«, sagte sie und küsste mich.

Der Vorbesitzer hatte das Haus umgebaut und aus mehreren kleinen Zimmern ein größeres gemacht. Von meinem Platz aus konnte ich die Küche und den Wohnbereich sehen. Der Raum war nicht besonders groß, fühlte sich aber geräumig und einladend an.

Nach dem Essen schaltete Lili den Fernseher ein und ich schnappte mir ein Buch – noch so eine einsame Beschäftigung, die ich unbedingt brauchte. So verging ein perfekter Abend. Gegen acht Uhr war Lili reif fürs Bett. Sie war um vier Uhr aufgestanden, um ins Fitnessstudio zu gehen. Ich blieb mit meinem Buch sitzen und las noch fast zwölf Kapitel, bevor ich mich schlafen legte.

Abgesehen von ein paar Nickeligkeiten mit meinen Schülern, war es ein ganz normaler Dienstag gewesen. Keine besonderen Vorkommnisse, alles so, wie ich es brauchte, um vollkommen zufrieden zu sein. So sah es aus, mein Leben mit sechzig.

Licht am Ende des Tunnels. Das Flackern ist wieder da. Ich kann es sehen, weit weg von mir, wie es an- und ausgeht und mich führt. Ich würde gern mehr sehen.

Ich wüsste überhaupt gern, was hier los ist. Ist meine Frau noch da? Beschützt sie mich? Bin ich in Sicherheit?

Oder ist das Licht am Ende des Tunnels der Scheinwerfer eines Zuges, der mich gleich umfährt?

Manchmal höre ich Lilis Wecker, manchmal auch nicht. Am Mittwoch, dem 20. Mai 2009, um vier Uhr morgens hörte ich ihn jedenfalls nicht.

Das Erste, was ich bemerkte, war der Kaffeeduft aus der Küche. Ich lächelte.

Lili ist vom Sport zurück.

Geklapper aus der Küche bestätigte meine Vermutung.

Ich öffnete etwas mühsam die Augen und sah auf den Wecker. Viertel vor sieben, die Zeit verging.

Während das Duschen zu den großen Freuden der Moderne gehört, ist das Rasieren immer eine mühsame Angelegenheit. Seit fünfundvierzig Jahren rasierte ich mich, und es war in dieser Zeit kein bisschen angenehmer geworden. Aber als ich diesmal durch den Dampf in den Badezimmerspiegel starrte, war es noch schlimmer als sonst. Irgendwas war nicht in Ordnung.

Ich war nicht in Ordnung.

Ich grübelte, was mir fehlen könnte. Vielleicht hatte ich wieder mal zu heiß geduscht. Das war nichts Neues, auch wenn mir davon immer ein bisschen schwindelig wurde.

Aber als ich mein babyweich rasiertes Gesicht mit kaltem Wasser benetzte, spürte ich, dass sich alles komplett falsch anfühlte. Mir war nicht schwindelig, mir war auch nicht übel und ich hatte keine Schmerzen. Trotzdem fühlte es sich falsch an, ich konnte nur nicht sagen, was es genau war.

Ich machte mit meiner Morgenroutine weiter, so gut ich konnte. Lili klopfte an die Badezimmertür und fragte mich, ob ich Kaffee wollte.

»Alles klar«, erwiderte ich, obwohl das weit von der Wirklichkeit entfernt war.

»Geht es dir wirklich gut, mein Schatz?«, fragte sie und schaute mich von oben bis unten an, als ich zu ihr in die Küche kam.

»Ich fühle mich ...« Ich hielt inne und suchte nach dem richtigen Wort. »Ich fühle mich so *komisch*.«

»Setz dich lieber hin.«

Hinsetzen? Ja, gute Idee.

Ich ließ mich auf die Couch in unserem Wohnzimmer fallen. Hatte ich mir ein Virus eingefangen? Ich arbeitete schließlich in einer Schule, da war ich allen möglichen Krankheitserregern ausgesetzt. In Gedanken und mit aus-

gestreckten Händen fuhr ich an meinen Beinen entlang, über meinen Magen, meinen Brustkorb, meinen ganzen Körper. Ich war nicht krank, ich hatte nichts am Magen und auch keine Migräne. Was war nur los mit mir?

»Rich?«

Ich sah auf und stellte fest, dass Lili offenbar schon eine ganze Weile vor mir stand.

»Wie bitte?«

»Ich habe dich gefragt, ob ich lieber da bleiben soll.«

Ich winkte ab. »Nein, nein, das geht schon vorüber. Was auch immer es ist, ich glaube nicht, dass es lange anhält.«

»Na gut, wenn du meinst.«

Als sie sich zu mir herunterbeugte, um mir einen Abschiedskuss zu geben, hatte ich immer noch das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Ich sah das Poster an der Wand, hörte den Straßenverkehr vor unserem Haus.

Doch als Lili die Tür hinter sich zumachte, stürzte meine gesamte Welt ein.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber genau in dem Moment, als die Tür zugeht, konnte ich das Poster nicht mehr erkennen und meine Beine nicht mehr auf den kleinen Schemel vor dem Sofa heben. Ich konnte nur noch daran denken, dass mit mir etwas definitiv nicht stimmte und dass ich zusehen musste, dass dieser Zustand vorüberging. Ich hörte nicht mehr, wie Lilis Wagen aus der Einfahrt fuhr, ich hörte die Kaffeemaschine nicht mehr, obwohl ich wusste, dass sie noch lief, und ich sah nicht einmal mehr meine eigenen Füße.

Das ist mehr. Ich fühle mich nicht nur einfach komisch.

Ich hatte immer noch keine Ahnung, was los war, aber es fühlte sich furchtbar an. Irgendwo in diesem Zimmer war ein schweigender Angreifer. Er konnte jederzeit und aus jeder Richtung zuschlagen. Ich war wachsam, blieb aber wie erstarrt.

Mein medizinisches Wissen als Polizist hatte sich immer auf Erste Hilfe beschränkt, und was ich hier erlebte, entzog sich ganz und gar meiner Kenntnis. Ob Lili wohl noch vor dem Haus war?

Ich kam mühsam zum Stehen und spürte, wie sich alles um mich drehte. Natürlich wird einem schon mal schwindelig, wenn man zu schnell aufsteht, aber das hier fühlte sich viel schlimmer an. Ich hielt mich mit einer Hand an der Wand fest, weil mir instinktiv klar wurde, dass ich mich sonst nicht aufrecht halten würde. Meine Beine fühlten sich an, als würden sie gleich unter mir nachgeben.

Das ist was Ernstes. Ich brauche einen Arzt.

Nein, ich brauchte eine Krankenschwester. Eine ganz spezielle.

Lili.

Ich sah das Telefon auf dem Tisch bei der Essgruppe, etwa fünf Meter von mir entfernt. An einem normalen Tag brauchte ich keine fünf Sekunden bis dorthin. Wenn ich über den Tisch sprang, würden zwei genügen.

Über den Tisch springen? Was ging denn bloß in meinem Kopf vor? Mein Körper war überhaupt nicht in der Lage, irgendwohin zu springen. Ich konnte kaum aufrecht stehen, wenn ich mich nicht mehr anlehnte, würde ich umfallen.

Aber ich musste irgendwie zu diesem Telefon kommen.

Ich konzentrierte mich auf mein rechtes Bein. Bewegen. Fünfzehn Zentimeter schaffte ich, aber das Bein war schwer wie Blei, als gehörte es gar nicht richtig zu mir. Als ich versuchte, das linke Bein zu bewegen, rührte es sich keinen Millimeter. Mein Gewicht ruhte auf dem rechten Bein und der Hand an der Wand. Ich würde die Wand loslassen müssen, um mich vorwärts zu bewegen.

Aber die Wand hält mich aufrecht!

Jetzt bekam ich wirklich Angst. Ich stellte mir voller

Schrecken vor, dass Lili abends nach Hause kommen und mich bewusstlos auf dem Boden vorfinden würde. Was auch immer mit mir los war, so würde es wohl enden – wenn ich nicht irgendwie dieses Telefon erreichte.

»Los jetzt, Rich«, rief ich mir zu. »Du schaffst das!«

Drei, zwei, eins ...

Ich stieß mich von der Wand ab und nutzte den Schwung, um mein linkes Bein nach vorn zu schwingen. Dann das rechte, wieder das linke, das rechte ... Ich ging. Nicht besonders elegant, aber ich ging.

Zu schnell.

Ich hatte nur ein paar Schritte geschafft, aber mein Oberkörper bewegte sich einfach zu schnell. Ich wusste, was passieren würde, wenn ich das nicht in den Griff bekam. Ich ruderte mit den Armen wie ein Kind, das einen Berg hinterläuft, aber das reichte nicht. Noch ein Schritt, dann war ich bei einem Stuhl angekommen, nach dem ich so fest griff, dass mir die Hände wehtaten. Immerhin hielt er mich aufrecht, und das war jetzt das Wichtigste.

Ich muss aufrecht bleiben.

Ich wusste, wenn ich umfiel, war das Spiel aus.

Knapp zwei Meter hatte ich geschafft, aber es fühlte sich an wie zehn Kilometer. Und ich hatte noch drei Meter vor mir. Immerhin standen hier ein paar Möbel zum Festhalten.

Ich stieß mich von dem Stuhl ab Richtung Tisch, klammerte mich an der Kante fest und bewegte mich zentimeterweise weiter. Es dauerte ewig, aber ich schaffte es. Fast konnte ich das Telefon erreichen, das mich vom Tischchen aus herauszufordern schien. *Pack mich doch!*

Ich atmete tief durch. Das Tischchen war nur einen guten Meter entfernt, aber ich hatte keine Möglichkeit, mich dort irgendwo festzuhalten. Keine Stühle, keine Wand, kein Tisch. Ich musste es ohne Hilfe schaffen.

Für den Bruchteil einer Sekunde dachte ich, mein Gleichgewichtssinn wäre wieder da. Ich bewegte ein Bein, und es machte genau das, was ich ihm sagte. War es vorbei? Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken.

Jetzt oder nie!

In Gedanken überwand ich die letzten Zentimeter wie Usain Bolt. Tatsächlich muss ich ausgesehen haben wie Frankenstein's Monster beim Schlittschuhlaufen. Aber ich schaffte es. Ich erhielt mir die Kontrolle über meine Beine genau so lange, bis ich bei dem Tischchen angekommen war und auf einem Stuhl zusammenbrach.

Zu meiner großen Erleichterung schien meine Feinmotorik nicht betroffen. Schnell fand ich Lilis Nummer in der Arbeit, drückte auf den Wählknopf und wartete ungeduldig, bis jemand abnahm.

Eine bekannte Stimme in der Vermittlung meldete sich.

»Hier ist Rich«, sagte ich. »Ist Lili schon da?«

»Wie bitte, wer spricht da?«

Ich wiederholte, aber die Frau am anderen Ende der Leitung schien mich nicht zu verstehen.

Was ist denn los, können Sie kein Englisch? Wieso verstehen Sie mich nicht?

Allmählich wurde ich ungeduldig. Mir wurde die Zeit knapp, das Telefon wurde schon ganz schwer in meiner Hand.

»Bitte, sagen Sie Lili, sie soll mich anrufen, ja? Ganz einfach. Sagen Sie's ihr, ja?«

Verzweifelt beendete ich das Gespräch.

Nach kaum einer Minute klingelte es.

»Rich?«

Es war Lili.

»Rich, alles in Ordnung bei dir?«

»Komm nach Hause«, sagte ich. »Bitte, komm nach Hause.«

»Rich?«

Fängst du jetzt auch noch an! Was ist denn mit dem verdammten Telefon los?

Bevor ich es noch einmal versuchte, sagte sie: »Bleib, wo du bist, ich komme.«

Ein Lächeln breitete sich auf meinem Gesicht aus, als ich hörte, wie sie auflegte. Meine Lili kam nach Hause. In diesem Moment gab es nichts Wichtigeres für mich, als meine Frau zu spüren, ihr Gesicht zu sehen, ihre Arme um mich zu fühlen. Auf die Idee, den Notarzt zu rufen, war ich gar nicht gekommen.

Wenn ich heute daran denke, begreife ich immer noch nicht, warum ich nicht wenigstens den Versuch unternahm, diesen zweiten Anruf zu tätigen. Ich hatte in meinem Berufsleben genug Tragödien erlebt, um eine lebensbedrohliche Situation zu erkennen. Aber ganz offensichtlich war ich nicht klar im Kopf. Ich hätte nicht nur den Notarzt anrufen können, ich hätte vor allem auch bleiben können, wo ich war. Der Stuhl war bequem, er hielt mich aufrecht. Ich war bei Bewusstsein. Ich hätte einfach da sitzen sollen und warten.

Aber genau das tat ich nicht.

Die Essgruppe befand sich im vorderen Teil des Hauses, bis zur Haustür waren es nur noch gut drei Meter. Mein Weg bis zum Telefon war weiter gewesen, ich würde es doch wohl schaffen bis dahin, oder?

Kein Ahnung, warum ich mir darüber Gedanken machte. Lili hatte ihren Schlüssel dabei, und selbst wenn sie ihn im Hospiz vergessen hätte, hätte sie ohne Bedenken die Haustür eingetreten. Aber für mich war es irgendwie wichtig, zur Tür zu kommen.

Diesmal fiel mir das Aufstehen leichter, mein Gleichgewichtssinn war auch okay. Die Bleigewichte an den Füßen fühlten sich an, als könnte ich damit klarkommen. Ich bildete mir tatsächlich ein, der Schwindel sei nur eine vorü-

bergehende Sache. Aber als ich die Tür öffnete, verschwand alles wieder: mein Gleichgewicht, meine Koordination, meine Kraft. Als hätte sie jemand ausgeschaltet.

Immerhin konnte ich noch hören. Irgendwo ertönte eine Sirene. Nach Jahren im Polizeidienst konnte ich genau hören, welches Notfallfahrzeug da unterwegs war. Ich konnte mir schon die roten und blauen Lichter vorstellen, die selbst am Tag noch grell leuchteten. Ich wusste, sie waren auf dem Weg zu mir.

Sekunden später quietschten die Reifen, als der erste Wagen bei der Eiche vor unserem Haus anhielt. Kein Krankenwagen, sondern ein Löschfahrzeug. Die Besatzungen von Krankenwagen sind in der Regel Rettungssanitäter, aber auch die Feuerwehrleute haben eine hervorragende Ausbildung und werden deshalb oft losgeschickt, wenn Menschen in Gefahr sind, auch wenn es nicht brennt. Tatsächlich dürfen Feuerwehrleute sogar Spritzen geben und intravenöse Infusionen legen.

In diesem Augenblick war mir aber vollkommen gleichgültig, welcher Rettungsdienst als Erster bei mir angekommen war. Das dritte Auto, das vor unserem Haus hielt, war mir viel wichtiger. Ich schaute nicht einmal in die Richtung der Sanitäter, die mit ihren Taschen in der Hand aus dem Wagen sprangen, und ich hatte auch keinerlei Interesse an der Trage, die aus dem Krankenwagen gezogen wurde. Das einzige, was mich interessierte, war die Frau, die jetzt unsere Auffahrt hochgerannt kam.

Ich hatte Lili gebeten, nach Hause zu kommen, und da war sie. Ich wusste, sie würde als Erste bei mir sein.

»Rich!«, rief sie. »Wie geht es dir? Was ist los?«

Ich wollte ihr keine Sorgen bereiten, aber jetzt konnte ich vor ihr nicht mehr verheimlichen, was los war.

»Lili«, sagte ich mit schwerer Zunge, »ich glaube, ich habe einen Schlaganfall.«

2

Hat er was getrunken?

Das Erste, was ich sehe, ist ein Fernseher.

Aber nicht mein Fernseher. Das hier ist nicht mein Zimmer, nicht einmal mein Haus.

Wo bin ich?

Das ist ein Krankenhauszimmer.

Jetzt erinnere ich mich. An alles.

Die Zeitbombe tickt schon seit meiner Geburt. Der Grund dafür, dass mich eines Tages ein Arzt als »klinisch tot« bezeichnen würde, war immer schon da. Mein Hausarzt hatte keinen Schimmer davon, und meine Eltern, meine Lehrer und ich waren ebenso ahnungslos. Ich habe ein erfülltes, glückliches Leben geführt, mit vier Ehefrauen und drei wunderbaren, bildhübschen Töchtern, bevor ich die ersten Anzeichen spürte. Aber als ich sie spürte, kamen sie schnell und auf brutale Weise.

Ich hatte keine Chance.

Die Stimme kenne ich.

Lili. Gott sei Dank. Ich kann sie zwar nicht sehen, aber solange sie mit mir spricht, ist alles in Ordnung.

Aber Moment mal. Sie spricht gar nicht mit mir. Ich kann wieder etwas sehen. Da ist noch eine Frau im Zimmer, gerade außerhalb meines Blickfeldes. Und mit dieser Frau spricht Lili.

Über mich.

»Ich hätte zu Hause bleiben müssen, ich habe doch gemerkt, dass mit ihm was nicht stimmte.«

»Es ist nicht Ihre Schuld. Damit konnten Sie nicht rechnen.«

Die andere Stimme kenne ich auch, aber ich komme nicht drauf, wer es ist. Mir fällt auch kein Gesicht ein. Mein Kopf fühlt sich ganz dumpf an. Wahrscheinlich ist es eine Ärztin. Oder eine Krankenschwester.

»Wie haben Sie denn überhaupt davon erfahren?«

»Er hat mich in der Arbeit angerufen. Ich habe nur fünf Minuten zu fahren, aber ich war noch auf dem Parkplatz, als er anrief.«

»Warum hat er denn nicht selbst den Notdienst angerufen.«

»Irgendwie war er immer selbst der Notdienst. Keine Abnung, wahrscheinlich hat er die Nummer noch nie gebraucht.«

Nein, das war es nicht. Ich wollte Lilis Stimme hören. Sie würde wissen, was zu tun war, da war ich mir sicher. Ich dachte, alles kommt in Ordnung, wenn ich nur ihre Stimme höre.

Ich wollte bloß, dass sie nach Hause kommt.

»Er muss sich hinsetzen.«

Starke Arme packten mich unter den Achseln und trugen mich in aufrechter Haltung zurück ins Haus. Meine Füße berührten den Boden, konnten aber wenig zu der Bewegung beitragen. Lili ging voraus, um den Männern den Weg zu zeigen, dann trat sie zur Seite.

»Den kenne ich doch«, sagte einer der Sanitäter. »Das ist Richard Marsh, der war bis vor Kurzem bei der Polizei.«

Er sah Lili fragend an, und sie nickte. Ich erinnerte mich an einen gruseligen Fall vor ein paar Jahren, bei dem er als Sanitäter im Einsatz gewesen war, aber die anderen Feuerwehrleute und Sanitäter kamen mir auch bekannt vor. Polizei, Notarzt und Feuerwehr sind so oft gemeinsam im Einsatz, da ist es nur natürlich, dass wir uns ab und zu begegnen.

»Also, Rich«, sagte einer der Sanitäter. »Sie hätten natürlich auf jeden Fall eine gute Behandlung gekriegt, aber wenn das so ist, dann werden wir für absolute Spitzenleis-

tungen sorgen. Wir hier in Napa kümmern uns schließlich um unsere Leute.«

Aber klar.

Ich antwortete ihm laut und deutlich, aber es tat sich nichts. Mein Mund ging nicht auf, meine Zunge bewegte sich nicht. Der Sanitäter, der vor mir kniete, sah die Panik in meinen Augen.

»Es wird alles wieder gut, Rich, ich muss nur ein paar Sachen checken.«

Ich sah ihm zu, wie er die breite schwarze Manschette und die Handpumpe aus seinem Koffer nahm. Wie oft hatte ich nicht schon Leuten den Blutdruck gemessen – also wehrte ich mich nicht, als er die Manschette fest um meinen linken Arm legte. Dann kamen das vertraute Geräusch des Klettbandes und der Druck auf den Arm, als er die Manschette aufpumpte. Währenddessen fragte er Lili, wie lange ich schon in diesem Zustand sei.

»Gegen acht Uhr heute Morgen hat er gesagt, ihm sei schwindlig«, antwortete sie.

»Da konnte er aber noch sprechen?«

»Als ich aus dem Haus ging, konnte er noch alles.«

»Und wann war das?«

»Vor einer halben Stunde.«

Vor einer halben Stunde? Kann das so schnell gehen, von einem kleinen Schwindelgefühl bis dahin, dass ich meinen Unterkiefer nicht mehr bewegen kann?

Offenbar schon.

Lili und die Sanitäter redeten weiter, während sie mir den Puls maßen und noch ein paar Tests durchführten. So hatte ich meine Frau noch nie reden gehört. Sie klang so wie ich früher, als ich oft als Erster an einem Mord-Tatort gewesen war, die einzige klare Stimme im Zimmer, bis Verstärkung kam. Über Details und eigene Gefühle kann man sich Gedanken machen, wenn die Schicht zu Ende ist. Aber im

Einsatz muss man zu hundert Prozent professionell sein. Da sieht man nur die Arbeit, die getan werden muss. Man schaltet sämtliche Emotionen ab, jede menschliche Reaktion. Man stellt die nötigen Fragen und tut, was zu tun ist. Fünfundzwanzig Jahre lang war es mir gelungen, einfach von menschlichen auf professionelle Reaktionen umzuschalten.

Und jetzt stellte ich voller Stolz fest, dass Lili das ebenfalls drauf hatte.

Aber jetzt ist Lili nicht im Profi-Modus. Jetzt stellt sie ihr eigenes Verhalten in Frage. Hätte sie irgendetwas tun können, hätte sie etwas merken müssen? Sie ist ja schließlich Krankenschwester, hat zwanzig Jahre medizinische Erfahrung. Die andere Stimme versichert ihr, dass sie nichts falsch gemacht hat.

»Aber wenn ich schon oben gewesen wäre, als er anrief«, grübelt sie weiter. »Die paar Minuten hätten vielleicht schon was gebracht.«

»Wie lange hat es gedauert, bis Sie ihn zurückgerufen haben?«

»Zwei Minuten, vielleicht auch drei.«

»Was hätte das bringen sollen?«

Lili schweigt einen Moment. Dann sagt sie: »Ich wusste sofort, dass etwas nicht in Ordnung war, als ich die Meldung von der Kollegin am Empfang bekam.«

»Was hat sie denn gesagt?«

»Sie hat mich gefragt: ›Hat er was getrunken?‹ Erst habe ich gedacht, sie macht Witze, aber tatsächlich hatte sie kein Wort von dem verstanden, was er sagte. Er konnte da schon nicht mehr richtig sprechen.«

Ach, deswegen hat sie mich nicht verstanden. Sie hatte kein Sprachproblem, ich hatte ein Sprechproblem.

»Und als Sie ihn zurückgerufen haben?«

»Da war es genauso. Aber an einen Schlaganfall habe ich

gar nicht gedacht. Ich habe nur gedacht, ich muss ganz schnell den Notarzt anrufen und dann sofort nach Hause fahren.»

Meine Kontrolle über meinen Körper kam und ging. Als ich bei Lili anrief, hatte ich offenbar geklungen wie nach einer Safttour. Aber als sie zu Hause ankam, hatte ich ihr ganz deutlich sagen können, dass ich vermutlich einen Schlaganfall hatte. Und ich hatte mich die drei oder vier Minuten an der Tür aufrecht gehalten, bis die Kavallerie kam. Erst als die Sanitäter da waren, hatten die Beine unter mir nachgegeben.

Fühlen konnte ich jedenfalls alles. Der Druck der Blutdruckmanschette an meinem Arm tat jetzt richtig weh, genau wie die Finger des zweiten Sanitäters, der mir an der Halsschlagader den Puls maß. Das Gewicht meiner Hand, die jetzt auf meinem Oberschenkel lag, hatte sich seit gestern sicher nicht verändert, aber heute fühlte sie sich so schwer an, als gehörte sie einem Fremden. Ich konnte die Hand des Sanitäters spüren, die auf meiner Hand lag, ich konnte seine Finger fühlen, aber bewegen konnte ich sie nicht. Keinen Millimeter, keine Sekunde lang.

In diesem Augenblick wurde mir klar, was ich vor allem spürte.

Angst.

Ich war total verängstigt. Niemand hatte meiner Diagnose widersprochen, ich hatte tatsächlich einen Schlaganfall. Bisher hatte ich nur einen einzigen Menschen persönlich kennengelernt, der einen Schlaganfall gehabt hatte: meine Großmutter mütterlicherseits. Sie war nicht daran gestorben, aber sie war den Rest ihres Lebens behindert gewesen.

Wird es mir auch so ergehen?

Trotz aller Versicherungen, dass ich die bestmögliche Behandlung bekommen würde, konnte ich die Anspannung

in den Gesichtern der vier Männer sehen, die sich um mich kümmerten. Ich hatte genug ähnliche Situationen erlebt, um zu erkennen, wie Ersthelfer aussahen, die sich zu einem zuversichtlichen Gesichtsausdruck zwangen.

Verdammt, das habe ich oft genug selbst gemacht.

Kein Sanitäter sagt zu einem Unfallopfer, dass es sterben wird, selbst wenn sämtliche inneren Organe quer über die Straße verteilt liegen. Kein Feuerwehrmann sagt zu seiner Frau, dass sie fürs Leben entstellt ist, selbst wenn sie absolut grauenhaft aussieht. Ich kannte die Antwort, auch wenn ich die Frage nicht herausbrachte.

»Alles wird gut, Rich. Alles wird gut.«

Das machte mir nur noch mehr Angst.